



hr2-Literaturpreis 2010

Juliane Kopietz: Sinnflimmern

»Was hast du?«

Deine Stimme klingt unbenutzt und kratzig im matten Dunkelgrau des Schlafzimmers. Sie drückt sich zwischen dem raschelnden Bettzeug mühevoll Zentimeter für Zentimeter näher zu mir hin, während deine Finger nach dem Wecker neben dem Bett tasten.

Halb drei morgens.

Ich weiß nicht, was mich geweckt hat, aber mein Herz sitzt zusammengeknüllt und zittrig in meiner Brust. Wie ein großer Vogel drängt es sich flatternd gegen meine Rippen. Noch bin ich nicht fähig, nach deiner Hand zu greifen, deinen besorgten Blick, den ich nicht sehen kann, aufzufangen. Wie in einen Zerrspiegel blinzele ich verwundert in die Realität, noch immer bereit, mit den Armen über dem Kopf durch eine eingebildete Wirklichkeit zu rennen, was das Zeug hält. Nach Hause, nach Hause, nach Hause. In sichere vier Wände, in den Schutz, nach dem du duftest. Aber da bin ich doch. Du bist längst in Sichtweite. Ich müsste nur etwas sagen, aber der Traum sitzt mir noch im Hals und macht mich wortlos. Was hat mir solche Angst eingejagt, dass ich kaum wieder zurückfinden kann ins vertraute Jetzt? Vor meinen Augen tanzen nur noch letzte Splitterbilder ohne Hand und Fuß. Hanebüchene Behauptungen. Langsam weicht die Taubheit aus meinen Gliedmaßen, lässt mich meinen Körper Stück für Stück rekonstruieren,

der wie gemeißelt unter der Decke liegt und vor Anspannung prickelt. Kalte Füße mit dünnen Beinen daran, ein nass geschwitzter Rücken auf klammen Laken, glühende Wangen auf dem Kissen, Finger wie verwachsen mit der Haut auf meinem Bauch.

»Ich hab schlecht geträumt.«

Wackelig unternimmt meine Stimme erste Gehversuche. Funktioniert sie noch? Kein Schrei, nur mein ruckartiges Atemholen hat dich aus dem Schlaf gerissen. Manchmal streichelst du mir über den Kopf, wenn ich unruhig schlafe. Dann kannst du die Angst herauswischen. Heute Nacht kamst du nicht mehr dazu. Du antwortest nicht, also schiebe ich den Satz mit meiner Hand in deine.

»Ich hab schlecht geträumt, aber ich weiß nicht mehr, was es war.«

»Möchtest du, dass ich dir einen Schluck Wasser hole?«

»Nein, bleib hier!«

Mein Mund ist trocken, aber ich fürchte, dass die Angst das bisschen Wirklichkeit, das ich ihr abgerungen habe, einfach überspülen könnte, sobald du mich loslässt. Es ist egal, wie fest die rauhfasertapezierten Wände um uns herum sind, sie würden einfach aus meinem Blickfeld rutschen, sobald du aufstehst. Der Schrank, die Kommode. Alles würde von meinen Albtraumvisionen verschluckt, die schrecklich bleiben, weil ich sie nicht erzählen kann. Worte sind diesseitig

und randvoll mit Tatsächlichkeit. Deshalb entzieht sich mein Traum ihnen, unförmig und lichtscheu, wie etwas, das in der Tiefsee haust. Zwischen deinen Locken, die sich auf mein zerzaustes Haar legen, verfängt sich nichts von alledem, weil wir darin wohnen, und wenn ich meine Nase hineindrücke, rieche ich unsere Geschichten.

Unser erstes Treffen am Bahnhof im Februar, Passbilder im Fotofix, meine grüne Lederjacke mit Reißverschluss und deine schwarze mit Knöpfen. Das letzte Bild auf dem Film, das die Fotografin verschoss und aus dem du dich am liebsten herausgelächelt hättest. Das Kinderplanschbecken und die wehrhafte Kokosnuss auf dem Balkon im ersten Sommer, der keine Seeluft mehr mitbrachte. Nur an deinem Scheitel sitzen kantige Schatten, Streit und durchschwiegene Abende, Tränen in der Öffentlichkeit, durchzogen mit den neugierigen Blicken der Passanten.

Und dabei immer und immer wieder Trost, den wir uns hin- und herreichten. An ganz schlechten Tagen, an denen mich Herbert-Grönemeyer-Lieder zum Heulen brachten, hast du mir ein paar Witze zugeworfen. Damit ich etwas zum Auffangen hatte, etwas zum Dran-Festhalten.

»Was liest du denn gerade für ein Buch?«

Doch das sagst du nicht. Du sagst: »Komm. Nicht stehen bleiben, nicht umsehen. Wir gewinnen gemeinsam Land

heute Nacht.« Also erzähle ich dir von belanglosen Geschichten, von schönen Passagen, ereifere mich über diesen und jenen Teil der Handlung eines schlechten Romans, obwohl du gar nicht gern Romane liest. Wir laufen gemeinsam ein Stück durch Schweden, durch die Niederlande, durch Italien, um mit dem Schrecken davonzukommen, den mir ein viel größerer auf die Stirn gestrichen hat und der doch nicht aus seiner Zeit heraus kann. Er sitzt fest, irgendwo zwischen drei und vier Uhr, während du mir durchs Haar streichst und das Rauschen des Morgens schon fast vor dem Fenster zu hören ist. Es kann uns egal sein, was mit ihm geschieht.

Noch ein bisschen und der Schlaf wärmt mir Hände und Füße, sodass ich mich gut und richtig fühlen kann. Die Fremdheit ist schon lange abgegolten.

»Und dann?«

Deine Stimme treibt in Schwaden über uns, mühelos, ein bisschen träge und souffliert mir Wirklichkeiten, die so wortreich sind, dass sie mich in den Schlaf hinübertragen. Der Wecker zeigt fünf Uhr.